

Uwe Tellkamp erhält
den Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung
für seinen Wenderoman
„Der Turm“

Verstörende Sätze – zerstörtes System

Sonja Hartwig/Kilian Trotier

Am Ende der Anfang, am Ende ein Doppelpunkt. Nach neunhundertdreißig Seiten, nach einem erzählerischen Parforceritt durch das geduckstolze Dasein Dresdener Bildungsbürger, durch die einschüchternde Drangsal der NVA-Ausbildung, durch das Zerrleben der sozialistischen Nomenklatura, nach einem Countdown, der am 4. Dezember 1982 beginnt und unauffhaltsam auf den 9. November 1989 zurauscht, ein Doppelpunkt.

„... aber dann auf einmal ... schlugen die Uhren, schlugen den 9. November, ‚Deutschland einig Vaterland‘, schlugen ans Brandenburger Tor:“

Dieses Zitat hob der Vorsitzende bei seiner Preisverleihung am 6. Dezember im Weimarer Musikgymnasium Schloss Belvedere hervor. Dort erhielt der 1968 in Dresden geborene Uwe Tellkamp den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2009. Mit dem Doppelpunkt am Ende des Zitates zeige der Autor, so Bernhard Vogel, dass die Geschichte nach dem Mauerfall weitergehe. Auch Uwe Tellkamps Roman geht weiter. „Lava“ nennt er sein neues Buch, in dem die Nachwendegeschichte aufkochen soll und brodeln. Doch davon schreibt Uwe Tellkamp noch nicht in seinem jetzt ausgezeichneten Werk.

„Der Turm“ ist ein Buch, das aus allen gedankenverengenden Fugen geraten ist. Detailverliebt, langatmig, sperrig zu lesen. Gleichsam hinreißend poetisch, akribisch, experimentell. Dem Beginn geht eine Ouvertüre voraus, der Beginn einer neuen Zeitrechnung. Der Fall der Mauer

ist für diesen Roman das, was für Heimito von Doderer in den „Dämonen“ der Brand des Wiener Justizpalastes ist: der Fluchtpunkt, auf den alles zuläuft, sich alles zuspitzt. Die unauffhaltsam fortschreitende Zeit hält die Ausschweifungen, die ausladenden Beschreibungen zusammen. Das unaufhörliche Ticken der Uhren gibt die Richtung vor. Die Richtung zu einem Resultat, das der Leser kennt. Den Vorlauf, die Vorbereitung aber hat er noch nie in einer derartigen erzählerischen Präzisionswucht gelesen wie hier.

Liebe zum Vergangenen

Gleich Thomas Mann in seinen „Buddenbrooks“ zeichnet Uwe Tellkamp das Leben einer Großfamilie in ihren Verästelungen und Verrätselungen nach. Ein Gesellschaftsroman, der eine Gesellschaft beschreibt, die eigentlich gar nicht hätte existieren dürfen: diejenige der Bildungsbürger in der DDR. Sie haben sich im alten Villenviertel oberhalb der Elbe, das im Roman „der Turm“ heißt, eingenistet, leben dort scheinbar geschützt in einer selbst gezimmerten Welt aus Theater, Literatur und Musik. Vor dem real existierenden Sozialismus, vor dieser Staatsform, die sie verachten und gegenüber der sie dennoch einen Modus Vivendi entwickelt haben, igeln sie sich am liebsten ein, um ungestört ihren Leidenschaften zu frönen.

Sie lieben das Vergangene. Das alte, das untergegangene Dresden, diese Märchenstadt, ist ihr größter Schatz, den sie in ihren Herzen tragen und in ihren Bücher-

regalen bewahren. Diesen kann ihnen, die allesamt gehobene Positionen in der sozialistischen Gesellschaft einnehmen, niemand nehmen. Sie hören Wagner, fahren auf die Buchmesse nach Leipzig, um Westbücher zu stehlen, und lieben Goethe. Das aber nicht weil sie, wie Tellkamp einen aus ihrer Mitte schreiben lässt, „sich mit ihm auseinandergesetzt, ihn studiert und geprüft, seine manchmal wohlfeilen Sprüchlein an ihrer Wirklichkeit und Lebenserfahrung gemessen haben, sondern weil er anerkannt und sanktioniert, weil er des Bürgers, der sie im Grund ihres Herzens hier oben alle sind, liebster Jäsager, oberster Rats Herr, Generalissimus der Meinungen und Gemütsfürst; weil er der Prägekönig ihrer Zitate-Münze ist“.

Aufzuzeigen, was ein Leben im Widerspruch, ein versuchter permanenter Spagat mit Menschen anrichtet: Das ist das Kraftzentrum dieses überbordenden, überrollenden Romans.

Die Protagonisten

Aus dem Gewimmel an Türmern, die Tellkamp in seinem Roman auftreten lässt, ragen die drei Protagonisten heraus: Meno Rohde, sein Schwager Richard Hoffmann und dessen Sohn Christian. Meno ist Christians Lieblingsonkel. In Moskau als Sohn deutscher Exil-Kommunisten geboren, studierte er Biologie, arbeitet als Lektor im renommierten Hermes-Verlag, wo er tagtäglich das gleichsam Unmögliche versucht: Schriftstellern einen größtmöglichen Freiraum zu verschaffen, rote Zensoren zufriedenzustellen und dabei seine persönliche Würde zu wahren. Niemand ist sich dieser Unmöglichkeit so bewusst wie Meno selbst. Sein Verhalten, niemals die politische Deckung zu verlassen und Farbe zu bekennen, ändert er deshalb aber nicht. Christian, zu Beginn des Romans ein in sich gekehrter, von äußeren und inneren Erwartungen getriebener, musisch und literarisch höchst bewandelter Schüler, ver-

fängt sich in den Klauen der Armee, verliert sich zunehmend im Dickicht der militärischen Primitivität, kappt bewusst unterbewusst seine eigenen bildungsbürgerlichen Wurzeln. Sein Vater Richard arbeitet als Oberarzt an der Medizinischen Akademie Dresden, ist impulsiv, lebt sein Temperament aber nicht konstruktiv wider das System, sondern in amourösen Abenteuern aus, die ihn gegenüber der Stasi erpressbar machen.

Überbordende Imaginationskraft

Drei Lebenslinien, die sich ständig überkreuzen, sich gegenseitig bedingen, die in ihren unterschiedlichen Perspektiven die Kapitel des Romans begrenzen.

In einer endlos schwebenden Eingangsequenz lässt Uwe Tellkamp eine Großgesellschaft feiern, die zum Ausgangs- und Angelpunkt des Countdown wird, der im 9. November gipfelt. Richard Hoffmann feiert seinen fünfzigsten Geburtstag, und seine Gäste bilden das Panorama, den geschlossenen Kreis, innerhalb dessen sich der Roman bewegt. Die ersten Bruchlinien werden gezogen. Während Richard und sein Arztkollege Manfred Weniger am Buffet anstehen, feixen sie herum, erzählen sich Witze. „Sagt der Lehrer: Bildet einen Satz mit den beiden Substantiven Partei und Frieden! Fritzchen meldet sich: Mein Vater sagt immer: Laß mich mit der Partei in Frieden.“ Christian hört zu, klinkt sich ein, dann kommt Chefarzt Müller. Die Stimmung gefriert. „Wir haben Verantwortung, meine Herren, und es ist leicht, sich an billigen Spöttereien über unser Land zu beteiligen... Aber es ändert nichts, wissen Sie, es ändert nichts... Und gerade Sie, meine Herren.“

Richard hatte seinen Kollegen Manfred Weniger während ihrer gemeinsamen Studienzeit bei der Stasi denunziert. Eine Jugendsünde, die ihn für immer in den Fängen des MfS verweilen lässt. Müller begeht kurz nach seiner Pensionie-

nung Selbstmord. Aber all das erfährt der Leser erst Hunderte von Seiten später. Organisch arbeitet der Roman die Zeit ab. Schlüsselereignisse sind rar gesät, die Geschichte lebt nicht von fein geschliffenen Spannungslinien, sondern von den detailversessenen Beschreibungen des Autors, von der Kunstfertigkeit der Sätze, von der überbordenden Imaginationskraft der Bilder. Dieser Roman kommentiert nicht, er klamüsert aus. „Aber es dämmerte schon, die in diesem Jahr unerbittliche Julisonne sank, die tagsüber wie eine Scheibe aus kochender Milch am steinweißen Himmel stand, kenntlich nur durch Druckschlieren, die in Wellenkreisen abpulsten; als wäre die Luft ein Körper, dem die tiefstehenden Strahlen Schnittverletzungen zufügten, hatte sie eine Lineatur aus rötlich-metallischen Verfärbungen überzogen, wundgescheuertes Licht: Hämoglobin, das sich auf den Zäunen, den Glanzflächen dunkler, spiegelheißer Autodächer, dem rissigen Asphalt auf den Straßen in Flugschichten ablagerte, seine Lebensröte vorher und die Eisenmoleküle preisgab, glitzernder Rost, der liegenblieb.“

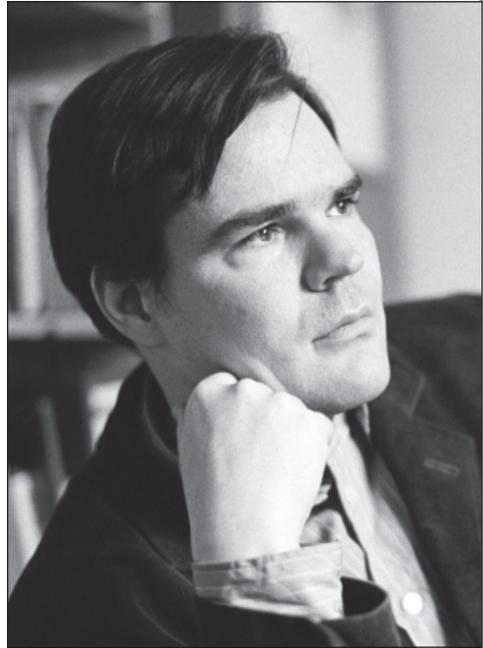
Sätze, die verstören. Sätze, die verbinden. Zum Verrückt machen, zum Verehren. Man möchte sie aus Hochachtung beinahe siezen, diese Sätze.

Paradoxe Grundfrage

Alles in diesem Roman ist unterwandert, ist durchsetzt von der paradoxen Grundfrage des Lebens der Türmer: Wie verteidige ich mich gegenüber einer feindlichen Umwelt, wie erkämpfe ich mir mit so wenig Reibungsverlust den größtmöglichen Freiraum? Mehr als alles andere sorgt ein Verhaltenscode für die Einheit stiftende Bande dieser Bildungsbürger: Im privaten Kreis mit stolzer, bis zur Überheblichkeit geschwellter Brust gegen Partei, Staat und Doktrin wettern, in der Öffentlichkeit in die innere Emigration gehen, die Schwelle, die zum Streit

*Der Träger des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung 2009,
Uwe Tellkamp.*

Foto: © juergen-bauer.com



mit dem Widerpart führt, berühren, aber nie überschreiten.

Christian inhaliert diese Überlebensweisheit, bekommt sie von seinem Vater immer wieder eingetrichtert. In den Situationen, in denen er nach diesem Prinzip hätte funktionieren müssen, versagt aber der Gehorsam. Obwohl er weiß, dass Bücher aus der NS-Zeit bei der Armee strengstens verboten sind, wird er dabei erwischt, wie er „Mein Weg nach Scapa Flow“ des U-Boot-Kommandanten Günther Prien liest. Nur mithilfe der Beziehungen seines Vaters entkommt er einer Strafe. Anders wenige Monate später. Christian, inzwischen zum kommandierenden Unteroffizier aufgestiegen, muss mit ansehen, wie einer seiner Kameraden im Panzer umkommt. Er schreit: „So was ist nur in diesem Scheißstaat möglich.“ Die Konsequenz: ein Jahr Haftstrafe. Ein drittes Mal verletzt er militärische Regeln.

Rasend vor Wut bricht er zusammen, als er bei einem Einsatz am 5. Oktober 1989 in Dresden sieht, wie seine Mutter Anne von Polizisten verprügelt wird. Diesmal bekommt er Urlaub. Die Zeiten haben sich geändert.

Aufbrechen der vertrauten Unfreiheit

Im Gegensatz zu seiner Frau Anne kann Richard die angezogene Verhaltensschale nicht abziehen. Er, der stets vorlaut in seinen Bemerkungen gewesen war, der deswegen von Anne gemäßregelt wurde, spürte den neuen Wind erst sehr spät. Seine Frau, die bis dato abgewartet, ausgedauert hatte, dass ihr Mann sie seit Jahren betrog, aus seiner Affäre ein Kind hat und gar mit einer Schulfreundin ihres Sohnes ins Bett ging, prescht vor, druckt Flugblätter, steht bei den Demonstrationen in der ersten Reihe.

Uwe Tellkamp entwirft ein Panorama, durch dessen inhaltliche Dichte und durch dessen sprachliche Brillanz sich der Leser hindurchbeißen muss. Der Lohn für die Kraftarbeit ist der tiefe Einblick in eine Gesellschaft und eine Epoche, die unwiderruflich verschwunden sind, die heute von der Imaginationskraft ihrer damaligen Bewohner leben, Bewohnern wie Uwe Tellkamp.

Mit sieben Jahren zog er auf den Weißen Hirsch, in das Dresdner Akademikerviertel, das er im Roman den „Turm“ nennt. Er dürfe nicht verblinden, müsse bewusst machen, dass die Vorprägung Voraussetzungen schaffe, Positionen provoziere, dass diese Herkunft, ein Haushalt, der das Abtauchen in die Nische symbolisiert habe, die Zuflucht zur Hausmusik, Lektüre, zum Theaterspiel, zur Unterhaltung, keine Selbstverständlichkeit gewesen sei. Seine Gaben der präzisen Darstellung und der Beschreibungswucht zieht Tellkamp aus dem Ort, an dem er bis zum Ende der DDR gelebt hat und in den er sie wiederum projiziert.

Seinen Onkel Meno, dem „Der Turm“ gewidmet ist, lässt er im Roman unter gleichem Namen auftauchen. Diese Figur erdachte Tellkamp als erste. Christian, sein Alter Ego, folgte. Die Stadt Dresden rangiert der Autor für seine Zwecke immer wieder um. Er verschiebt Häuser, verbiegt Straßenverläufe, verzeichnet eine Brücke, wo keine ist, setzt eine Insel in die Elbe, klebt an das Turmviertel ein streng bewachtes Nomenklatura-Areal namens Ostrom an. Tellkamp wirbelt die Elemente durcheinander, lässt Zeitgenossen mit neuen Namen auftreten, nennt den Physiker und Enkel der „realen“ Effi Briest, Manfred von Ardenne, Baron Arbogast, Hans Modrow wird zum Bezirkssekretär Barsano, in Eduard Eschschlo-raque vereinen sich Peter Hacks und Stephan Hermlin; und Tellkamp macht den Anfang zum Ende.

Ein Ende, das alle Fragen offenlässt, das Freiheit bedeutet und den Türmern gleichzeitig die gehasst-vertraute Grundkonstellation des Lebens entzieht. Das Paradoxon des beflissentlichen Zusammenarbeitens mit dem Staat bei gleichzeitiger gebrochen-stolzer Flucht in die innere Unabhängigkeit und den inneren Widerstand gegen ihn, die Flucht in das bildungsbürgerliche Innenleben des Turms. All das bricht auf, zerbirst im Doppelpunkt.

„... aber dann auf einmal ...

schlugen die Uhren, schlugen den 9. November, ‚Deutschland einig Vaterland‘, schlugen ans Brandenburger Tor:“

Hier, nach neunhundertdreundsiebzig Seiten, wartet ungeduldig eine neue Geschichte. Eine, die Christian, Richard und Meno in eine neue Zeitrechnung katapultiert, die den Sozialismus hinter sich lässt und in ein neues Gesellschaftssystem hineintappt, eine, die Uwe Tellkamp weiterschreiben wird in seinem nächsten Roman: „Lava“. Von einer anarchischen Zeit, die langsam erst geordnetere Bahnen ertastete.